man noch reiche und tapfere Leistungen, und an seiner Hand möchten auch für die Frauenhandarbeit wieder größere Möglichkeiten erstehen, Kunststickschulen und verwandte Einrichtungen.

Auch der Webstuhl, jenes alte Gerät heimatlicher Kultur, das auch heute noch der Heimarbeit in diesen Gegenden Nutzen bringt, solle wieder mehr in den Bereich des Interesses treten und der Kunstweberei deutscher Frauenhände zu Ansehen verhelfen. Es ist an der Zeit, daß wir unserer Kleidung und uns selbst die fabrikmäßig hergestellten, waschartigen Bestäte und Putzartikel nicht mehr zumuten, sondern echte und kunsthandwerkliche Frauenarbeit daran schätzen lernen. Die kommende Pflichtfortbildungsschule sollte es sich zur Aufgabe machen, die verschiedenen alten heimischen Techniken der Frauenhandarbeit der modernen Zeit anzupassen und zum Rechte zu verhelfen. Je höher die Anforderungen an handwerkliche Arbeiten gestellt werden, um so mehr wächst auch die geistige Vertiefung im Kunstgebiete, denen sie ihre Entstehung verdankt. Deshalb wäre es segensreich für unser Volk und wichtig für seine Kulturentwicklung, wenn wir für Herstellung unserer kunstgewerblichen Erzeugnisse geschickte und tüchtige Arbeiterinnen aus dem Volke herangziehen könnten. Dem sozialen Elend, dem Drängen nach mechanischer Fabrikarbeit würde eine solche Ermöglichung von Qualitätsarbeit sicherlich steuern!

Die Reise- und Bademode.

Auch für die Reise- und Bademode des Kriegsjahres gilt als oberstes Gebot: Zurückhaltung und Einfachheit, doch bemüht man sich mit Recht auf alle Weise, auch diesen zu praktischen Zwecken bestimmten Feierkleidern Reiz und Originalität zu wahren.

Das Reisekleid wird streng in Schneidermachart gehalten, die Vorzugsfarben sind braun und grün, durch deren Abtönung sich reiche Mannigfaltigkeit erzielen läßt, wozu ja auch die Streifen, Karos und sonstigen Muster der Stoffe beitragen. Ein Wiener Modebericht im „Konfektionär" weist darauf hin, daß gerade die Mode des Tages mit ihren knöchelfreien, glockigen weitausfallenden Röcken und ihren losen Jacken mit tief angebrachtem Gürtel für die Reisekleider äußerst geeignet sind. Eine sehr feine Neuheit sind Jacken aus welchem, schmiegsamem Leder, die sehr zweckmäßig und eigenartig wirken, aber freilich bei den gegenwärtigen Rohstoffverhältnissen wohl etwas ins Geld laufen dürften. Diese Lederjacken werden in Grün oder Rehbraun hergestellt und zusammen mit einem Rock aus fleischfarbigem Wollstoff oder etwas Aehnlichem getragen.

In Reise- und Gummimänteln herrscht eine große Mannigfaltigkeit. Der moderne Regenmantel ist nicht mehr, was er war: eine bloße Verhüllung. Er hat das Plumpe und Steife seiner früheren Erscheinung abgestreift und zeigt sich jetzt schmiegsam, hübsch und elegant. Imprägnierte Seide oder Seidengummi in blauen, grauen, dunkelvioletten oder beigefarbenen Tönen werden bevorzugt; sehr anziehend sind auch die in zwei Farben changierenden Modelle.

Für den Landaufenthalt kommen die so sehr beliebten maschinengestickten Seidenjacken in Frage, die mit ihrem bisherigen Namen „Sweater" auch der englischen Steifheit entleidet haben und dadurch leicht und anmutig geworden sind. Frische und zarte Farben herrschen vor. Für Gesellschaftsspiele und Garten werden Jacken aus Seidentrikot in zartestem Paffelkrot, Kornblumenblau, Goldgelb oder Orange hervorgehoben.

Schließlich noch ein Wort zu der Bademode des Sommers. Auch sie neigt zu der Schlichtheit, und gerade hier besonders am Platze ist. Die überladenen, unzweckmäßigen Modelle der französischen Seebadermode sind verschwunden, dafür hat der Badeanzug sich gern an die Mode des Tages. Die neuen Schwimmkleider zeigen z. B. recht angebeutete Bolerowirkungen, tiefe Gürtel, lockige und in Falten gelegte Schößchen. Das in den früheren Jahren sehr beliebt gewesene schwarze Trikot-Badekleid ergänzt sich, hat sich aber einigermaßen verfeinert, indem man es sparsam mit blauen, grünen oder lila Verschnürungen ziert; die Beinkleider werden seitlich geschlitzt und mit Seidenbändern abschließender Farbe versehen. Ueberaus malerisch sind die modernen Bademäntel aus rauhem Friesestoff, die auf gelbem, rosa, blauem oder grünem Grunde großblumige bunte Muster aufweisen.

Italienerinnen als Soldaten.

Es war zu erwarten, daß auch Italien nach Rußlands Beispiele bald seine „Amazonen" finden würde. Die es gestattet, an dem allgemeinen „Verteidigungskriege" teilzunehmen. Die italienische Amazone ist eine Kaladrestin namens Luiga Clappi, die die Uniform angezogen hat, um zur Front gelangt zu werden. Es fehlt dieser kriegslustigen Dame in der italienischen Gesichte nicht an Vorangerinnen. Im 18. Jahrhundert hat eine Römerin namens Caterina Vizzani 8 Jahre lang als Soldat gedient. Während dieser Zeit verrichtete sie die mannigfaltigsten Dienste im Heeresdetriebe, kaum wurde sie in einem Gefechte zwischen Lucca und Siena verwundet und in ein Hospital gebracht. Als es mit ihr zu Ende ging, leate sie den pflegenden Nonnen das Geständnis ihres Geschlechtes ab, und bat sie, sie in einem weißen Kleide, mit einem Kranze im Haare, „nach der Art derer, die als Jungfrauen sterben", in den Sarg zu legen. Eine Mailänderin, Francesca Scannagatta, die im Jahre 1776 geboren war, erhielt von ihrem Vater die Erlaubnis, anstelle ihres Bruders Giacomo als Kadett in die Militärakademie von Wiener Neustadt einzutreten. Der Bruder hatte nämlich keine Lust, seine Stellung in der Anstalt einzunehmen. 1797 erhielt diese Francesca den Rang eines Fähnrichs in einem Kroatenregimente und kämpfte später in Italien gegen die Franzosen. Sie soll es selbst zum Leutnant gebracht und sich in den lombardischen Kämpfen sehr ausgezeichnet haben. Bei Palazzolo erhielt sie eine Wunde und bei dieser Gelegenheit wurde ihr Geschlecht entdeckt; sie wurde jedoch mit voller Pension und unter Belassung in ihrem Range entlassen. 1804 heiratete sie einen Leutnant Spini, mit dem sie vier Söhne hatte. An den italienischen Befreiungskampfen nahm die Florentinerin Erminia Manuelli teil. Ihr Bruder kehrte krank vom Felde heim; sie zog seine Uniform an und nahm seinen Platz im Feuer ein. Auch ihr Geschlecht wurde erst entdeckt, als sie eine tödliche Wunde erhielt, an der sie bald darauf starb.

Kriegsstiefel für die Schuljugend

hat eine Werkstätte des Nationalen Frauendienstes in Darmstadt in den Handel gebracht. Unsere knappen Ledervorräte werden in erster Linie für militärische Zwecke benötigt, es erscheint daher von Bedeutung für die Schuljugend, die einen großen Verbrauch an Schuhen hat, zweckmäßigen Ersatz zu finden. Die Darmstädter Werkstätten erzeugen Stiefel, Halbschuhe und Sandalen aus wasserdichtem Segeltuch und Holz, die sich nicht nur in der Stadt, sondern auch bei längeren Fußmärschen bestens bewährt haben. Dadurch ist der Preis ein sehr wohlfeiler. In verschiedenen deutschen Städten haben die Geschäftsstellen des Nationalen Frauendienstes die Einführung der Darmstädter Kriegsstiefel übernommen.

Obstgetränke.

In der heißen Jahreszeit spielen kühle und durststillende Getränke eine recht wesentliche Rolle. Leider kann man nicht behaupten, daß alle die Produkte, die die Industrie herstellt, auch wirklich artigen Kunstgrößen, und während man ihr Lehrer, der allbekannte Kapellmeister Franz, in begeisterter Anstrengung durch alle Zimmer gerannt, um dann wieder, atemlos lauschend, dicht hinter ihr stehen zu bleiben. Sie war seine jüngste Schülerin, und in unglaublich kurzer Zeit hatte er sie zur Pianistin herangebildet. Dann saß sie pochenden Herzens da, ihr Urteil zu erwarten, und sie hörte die tiefe, weiche Stimme des einen, der schon oft in jener Fensternische ihrem Spiel gelauscht hatte. Er sprach von glänzenden Fortschritten und von „staunenswerter Größe des Ausdrucks". Wie sie erglühte unter diesen Worten! Denn der sie gesprochen, der große, blonde Mann mit dem träumerisch melancholischen Künstlergesicht, war ihr stets als etwas unendlich Hohes, fast als der Genius der Musik selbst erschienen. Und der junge Sänger neben ihm, mit dem feurigen Rassegesicht, der nach zweijähriger Abwesenheit von einer Konzertreise aus Amerika heimgekehrt war, hatte lachend gesagt: „Was ist in den zwei Jahren aus der kleinen Else für ein Wunderkind geworden! Oder darf ich das nicht mehr sagen?" — fragte er, zu ihr tretend und den dunkellockigen Kopf tief vor ihr neigend — „gnädiges Fräulein sind unterdessen ganz Dame geworden —"

„Ja, nicht wahr? Die Kleine hat sich prächtig entwickelt, musikalisch vor allem?" unterbrach ihn der Lehrer. „Aber wie haben wir auch gearbeitet! War fleißig, die Kleine, und wenn sie so fortfährt, wird sie zum Winter das Ziel erreicht haben; — dann laden wir Sie zu ihrem ersten Konzert, meine Herren! Aber nicht nachlassen, Kind!" rief er, ihr beide Hände schüttelnd, „üben Sie so weiter, wie am ersten Tage und — Millionen werden Sie verdienen, Millionen!" Sie hatte dann den Sänger, der auf Wunsch der Gattin ihrer Lehrers einige Arien sang, auf dem Flügel begleiten müssen, und anfangs war sie von dem schmetternden Glanz seiner hellen Tenoritimme so benommen gewesen, daß sie nicht zu folgen vermochte. Doch da hatten seine Sonnenaugen sie angelacht: „Denken Sie, ich sei gar nicht da, Fräulein Else — nur die Noten dürfen fortan für Sie vorhanden sein!" Und sie hatte energisch die Versuchung niedergezwungen. Ihres Lehrers Frau mit den schwarzen, wunderbaren Augen und der Haltung einer Königin, einst eine gefeierte Bühnensängerin, hatte ihr manches freundliche Wort gesagt, man schmiedete Pläne und sprach von künftigen Konzertreisen, wobei der junge Sänger mancherlei Anekdoten und Abenteuer zum besten gab. Aber einer blieb still, Rolf Konrad, der blonde Künstler. Nie hatte sie sonst sein schmeichelndes Lauschen gekränkt, das sie an ihm kannte, seit sie zum ersten Mal ihm begegnet war. Gleichsam träumend, in sich versunken, saß er seitdem oft in jener Fensternische, den Blick fernab von ihr und ihrem Spiel. Dennoch war seine Gegenwart ihr stets ein Ansporn, ihr bestes Können zu entfalten. Ob er ein Geiger war? Einmal, als sie im Vorzimmer einige Zeit warten mußte, da der Kapellmeister noch abwesend war, hörte sie plötzlich die wundersam klagenden Töne einer Geige. So eigen griffen diese Klänge ihr an's Herz, als ströme eine Seele, die allein sich wähnte, unendliches Leid, unsagbares Sehnen in des Instrumentes heb ende Saiten. Und Tränen heißen Mitgefühls traten in die dunklen Kinderaugen. Da trat ihr Lehrer ein, begrüßte sie in seiner lauten, raschen Art und riß die Tür zum Nebenzimmer auf, denn er hatte immer

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 26 — **Halle a. S., Sonntag, den 27. Juni** — **1915**

Es gibt Schmerzen, wo der Mensch sich selbst nur helfen kann! Ein starkes Herz will sich auf seine Stärke nur verlassen.

Schiller.

Ueber alles — die Liebe.

Novellette von Charlotte Malten-Halle.

War das eine Wonne, so durch den frühlingsfrischen Tiergarten zu wandern, wo es so heimlich still und kühl war und man ungestört von der Zukunft träumen konnte! Wie ein Märchen schien die da irgendwo hinter den Fliederbüschen zu warten und zu winken, um doch immer wieder geheimnisvoll lächelnd zu entschwinden. Gott, man war ja erst 17 Jahre, am Arme bammelte die Musikmappe und in dem von braunen Haaren umflossenen Köpfchen spukten, nicht tausend Kobolde, die Gedanken. Heute, in der Musikstunde, in dem großen Hause der Kurfürstenstraße, da hatte die kleine Else Meinhof einen Vorgeschmack bekommen, hatte sie gleichsam genippt von dem berauschenden Trank späterer Triumphe.

Da hatte sie spielen müssen vor drei schon fertigen Kunstgrößen, und während man ihr

Von der obersten Reihe ab ist jede weitere Reihe immer durch Hinzufügung eines neuen Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Prämie: Aus großer Zeit von Richard Joogmann, eleg. geb.

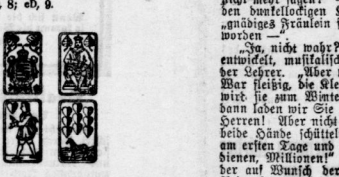
Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben: A Ass, Daus; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

Da die beiden Andern sogleich passen, bestimmt V. der Vorhandspieler. Kamisch auf folgende Karte: ab, aK, 9; bA, K, D, 9, 8; cD, 9.

Deutsch.



Französisch.

Treff-Bube, Treff-König, Treff-Neun, Picque-Ass, Picque-König, Picque-Bube, Picque-Neun, Picque-Acht, Coeur-Dame, Coeur-Neun.

Die ersten beiden Stiche erfolgen nach dem gewöhnlichen Kamischprinzip, so wenig Punkte als möglich zu erhalten. Die beiden Stiche bleiben V. und er ändert nun das Prinzip und geht aufs Ganze. Ein Kamisch aufs Ganze ist schon deshalb schwierig, weil die Gegner die Absicht erst dann merken dürfen, wenn es für deren Behinderung zu spät ist. — V. gewinnt das Spiel, da er alle Stiche nimmt. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 24.

V. wendet aB (Eichel-Unter), läßt es bei Farbe; findet noch eA und drückt bD, 8. Hernach ist

Kartenverteilung:

B. a. b. cB. aS, 7; eA, K, 9, 8; dA.
M. dB, a10, 9; bA, D, 7; c10; d10, K, 8.
H. aA, K, D; b10, K; cD, 7; dD, 9, 7.

V. bläßt vom Turm und zieht alle Gegentrümpfe heraus. Da die c10 blank sitzt, braucht er keinen Stich abzugeben.

Gedenktage der Woche.

27. Juni 1519 (bis 16. Juli) Disputation zwischen Luther, Karlstadt und Eck in Leipzig.
1848 † Der Schriftsteller Heinrich Zschokke auf Blumenhalde i. d. Schweiz (* 1771).
1880 * Die amerikanische Schriftstellerin Helen Keller in Tuscumbia.

28. Juni 1810 * Die Schriftstellerin Thekla von Gumpert (eigentl. v. Schober) in Kalisch († 1897).
1815 * Der Komponist Robert Franz in Halle († 1892).
1865 * Der Dichter Otto Julius Bierbaum zu Grünberg i. Schles. († 1910).
1914 Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Oesterreich-Este (* 1863) mit seiner Gemahlin Herzogin von Hohenberg in Serajewo ermordet.

29. Juni 1798 * Der Romanschriftsteller Heinrich Häring (Pseudonym Willibald Alexis) in Breslau († 1871).
1831 † Der deutsche Staatsmann Karl Frhr. von und zum Stein in Kappenberg († 1757).

30. Juni 1807 * Der Aesthetiker u. Dichter Friedrich Vischer in Ludwigsburg († 1887).
1814 * Der Dichter Franz v. Dingelstedt zu Halsdorf in Hessen († 1881).

1. Juli 1646 * Der Philosoph Gottfried Wilhelm v. Leibniz in Leipzig († 1716).
1867 Die Verfassung des Norddeutschen Bundes tritt in Kraft.

2. Juli 1714 * Der Komponist Christoph Willibald Gluck auf Weidenwang in der Oberpfalz († 1787).
1795 * Der Jugendschriftsteller Gustav Nieritz in Dresden († 1876).
1911 † Der Musikdirigent Felix Mottl in München († 1856).

3. Juli 1676 * Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau („der Alte Dessauer") in Dessau († 1747).
1814 * Der plattdeutsche Dichter John Brinckman in Rostock († 1870).
1898 Der nordamerikanische Admiral Sampson vernichtet die spanische Flotte unter Cervera bei Santiago de Cuba.

Eile. Da stand Rolf Konrad fast erschrocken, die Geige in der Hand, die er mit einigen verlegen gemurmelten Worten hastig in den geöffneten Kasten legte. Nie hatte sie ihn seitdem wieder spielen gehört; seine Geige schwieg, wie er.

Doch heute, wo man ihre werdende Künstlerschaft gleichsam anerkannt, wo sie zum ersten Male einen Blick tun durfte hinter den Vorhang, der ihr des Lebens Bühne noch verhüllte, da hätte ein freudlich ermunterndes Wort ihr um viel, sehr viel für sie bedeutet. Statt dessen huschte bei den Millionen, die man ihr prophezeite, etwas wie Ironie um seine Mundwinkel, als wollte er sagen: „Setzt dem Kinde nicht solche Dinge in den Kopf!" — Sie stand plötzlich still. Da war der Schulfleischteich, ihr Lieblingsplatz — und ob, wie schön! Die rotblühenden Kastanien, die ihn in dichtem Kranze umsannen, tauchten ihre Zweige fast hinein in das dunkle Wasser, durch das die munteren Fischchen spielend hin und her schossen. Und eine traumhafte Stille lagerte in dieser Mittagsstunde über diesem wunderbaren Stückchen Erde inmitten des brandenden Großstadtlebens. Eine Bank war bald gefunden, von blühenden Sträuchern umsäumt und, wie um die eigensinnigen Gedanken zu verscheuchen, neigte sich bald das hohe Köpfchen über ein kleines Buch „Werthers Leiden".

Ein rascher Schritt auf dem Kies des Weges ließ sie aufblicken — und jäh entfiel das Buch ihrer Hand. Ach, Gott, da stand er, an den sie eben gedacht, zog tief den weichen, grauen Hut vor ihr und hob mit einer raschen Bewegung den mißhandelten „Werther" vom Boden auf. Ein flüchtiger Blick auf den Titel und tieferst, mit einer kleinen Verbeugung legte er das Büchlein wieder in ihre Hand. Wie mit Purpur übergossen saß sie da, als er fast demütig sagte: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Meinhof, ich bin Ihnen gefolgt; der Wunsch, Sie einmal allein zu sprechen, war übermächtig in mir. Wollen Sie mir den Platz an Ihrer Seite gestatten? Ja? Und darf ich reden, frei und ohne Zwang, wie ein Freund, der heute, da Ihr Lebensweg so kühn sich aufwärts wendet, ein kurzes Stück Sie geleiten möchte?" — Sie nickte stumm. Ein großes Staunen lag in ihren Augen, ein banges Fragen — und eine stumme, heilige Seligkeit. Ob er es sah? Er suchte nach Worten, sie nicht zu erschrecken; sein männliches Gesicht trug den Ausdruck fast knabenhafter Weichheit.

„Es war ein Maitag, wie heute" — sagte er — „ein Jahr ist's her, da trat der junge Lenz zu mir ins Zimmer, als hätten meine Klagen ihn herbeigelockt. Sie, Fräulein Meinhof überraschten mich, die Geige in der Hand. Ich schämte mich, denn nie, nie wieder hatte ich sie berühren wollen und ward doch die Versuchung so übermächtig in mir, da ich, allein mich glaubend, das Instrument, dem einst meine ganze Liebe gehörte, so vor mir liegen sah. Ich spielte — sagen Sie mir; haben Sie mich gehört? In all der Zeit wenn ich Sie wiedersah, ließ der Gedanke mich nicht los: „Hat sie dein Spiel gehört?" — „Ja" — sagte sie leise — „und es hat mich ergriffen, wie nichts zuvor." — „Kind — und seitdem — Sie wissen nichts von mir? Nichts, als daß ich Rolf Konrad heiße? Und ich möchte doch in Ihrem Erinnern mehr sein, als nur ein Name! Wissen Sie, daß ich ein Mensch bin, der auf der Fahrt zum höchsten Ziel einst elend Schiffbruch litt? Nein, — denn Sie waren noch ein Kind damals, als Rolf Konrads erstes Auftreten so jäglich endete. Die Oeffentlichkeit, das vielköpfige Ungeheuer, Publikum genannt, verwirrte mich. Die tausend Augen bohrten sich, schamlos forschend in mein Inneres, es flimmerte vor meinen Blicken, die Hände zitterten, der Bogen gehorchte nicht mehr und plötzlich brach ich mitten im Spiel ab und stürzte fassungslos von der Bühne in das Künstlerzimmer, wo ich in haltlosem Schluchzen zusammenbrach. So endete meine Künstlerlaufbahn, noch ehe sie begonnen; die Scheu, mein Heiligstes den Augen der Welt zu enthüllen, ward mir zur unüberwindlichen Schranke — und ich stand da mit zertrümmerter Hoffnung. Das Fundament, auf dem ich mein Luftschloß erbaut, war elend zusammengestürzt. Und nun ist eine Angst in mir, daß gleiche Schicksal könnte auch Ihnen beschieden sein! Nicht, daß ich an Ihrem Können zweifelte — ich habe Ihre Künstlerschaft wachsen und werden sehen in diesen Jahren — aber ich sah auch das scheue Sichzurückziehen vor fremden Blicken. Sagen Sie mir ehrlich! Glauben Sie an die Ihnen prophezeiten Millionen und an das Glück, das von dem schwülen Hauche der Konzertsäle lebt?"

„Ich habe daran geglaubt, bis heute. Seit Jahren sehe ich meine Zukunft nur in diesem Licht; nun aber — mir ist, als schwanke der Boden unter mir — wenn ein Mann wie Sie — —"

„Sprechen Sie es ruhig aus: wenn er fahnenflüchtig war." — — „Ja, wie sollte da ich —? Und ich ertrüge es nicht, wenn ich verzagte, — nicht um meinetwillen, ich bin jung und gesund, ich mühte eben noch einmal von vorne anfangen — aber die Eltern. Sie wissen nicht, Herr Konrad, unter welchen Entbehrungen sie mir mein Studium ermöglichen, mit welchen Hoffnungen sie meinem endlichen Erfolge entgegensehen — ich ertrüge es nicht, sie enttäuschen zu müssen!" Er erfaßte ihre kleine, schlanke Hand; zitternd, wie ein gefangenes Vögelchen, lag sie in der seinen. Sein ernstes, schwermütiges Antlitz ward bleich vor innerer Erregung. „Ich weiß, Sie lieben Ihre Kunst mit

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Duck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191506277/fragment/page=0001

Ihrem ganzen, warmen, unentweihten Herzen — und doch, Fräulein Else, es gibt noch etwas Höheres auf Erden, — darf ich Ihnen davon sprechen?" — Sie nickte stumm und sah grenzenlos vertrauend zu ihm auf. „Kind, Sie wissen nicht, was diese Stunde mir bedeutet, ahnen nicht, daß sie entscheidend sein wird für unser beider Schicksal. Ich liebe dich, du süßes, scheues Mädchen, liebe dich seit jener Stunde, da mich zum ersten Male dein tragend Kinderauge traf. Und nun ich dich verlieren soll an die große lockende Welt da draußen, die voller Gefahren, voller Abgründe ist, da fühle ich zum zweiten Male den Boden unter mir wanken, auf dem ich gebaut. Heute — sie sagten es dir, daß bald der Tag da sein wird, dem du entgegenfrebst — die Welt tut sich dir auf, Ruhm, Gold und Leben! Ich weiß: dies alles wirst du gewinnen, was je du exträmmt, wird dein sein, — und doch vielleicht tief im Herzen wird eine Stelle sein, die leer bleibt. Und einen lässest du zurück, dem du die Sonne nimmst, indem du gehst, einen, der zum Dichter ward — durch dich. Der wieder lernte, sich des Lebens freuen und durch neues, ernstes Streben ihm wieder Wert und Inhalt zu geben. So wurdest du die Königin meiner Lieder, — dein reines Bild ward lebendig in allem, was ich schuf. Unseres Meisters neue Oper, deren Libretto ich schrieb, ist erfüllt von deinem Wesen, deiner Seele! Und ich bin reich und unabhängig. Dürfte ich dich bewahren vor dem giftigen Hauche der Welt, die dich lockt und ruft, dich schützen vor jedem kecken, gudringlichen Blick! Mein sollst du sein, mein Kleinod, mein Glück, dann würde auch meine Geige wieder klingen, für dich, Liebling, für dich allein. Ich weiß ein trautes, rebenumsponnenes Haus, von einem Garten umgeben, so still und heimlich, daß — wenn die Rosen blühen und die Linden, müßtest du einziehen als meine Hausfrau, als mein süßes, anbetetes Weib. Sag', willst du beiner Zukunft lockenden Glanz hingeben für diese engbegrenzte Seligkeit?"

„Wolf" — hauchte sie, blaß und zitternd, — „kann es denn sein? Du liebst mich?" — „Ja, tausendmal ja! Und du willst mein sein, ganz mein?" — „Wenn du mich wirklich willst, du über alles Geliebter!" — rief sie, halb lachend, halb weinend. „Ach, ich hätte ja garnicht leben können, ohne dich! Ich spielte, ich lernte ja immer nur für dich. Du warst da, und du warst meine Welt. Und fehltest du einmal, dann schien mir alles düster und leer!" — „Du Süße, nun soll uns immer die Sonne scheinen!" Und, wie nun sein Arm sie umfing, überschüttete sie der neckische Lenzwind mit tausend duftenden, schimmernden Blüten.

Die Glocke aus Flandern.

Von **Konrad Martin Laut.**

In der Wohnung des alten Musikprofessors Erwin Meinardus herrschte geheimnisvolles Dämmern.

Vom kleinen Garten vor den Fenstern, der wieder einmal voller Fliederduft und Goldregenzauber war, fiel noch ein letztes Streifchen Licht von dem scheidenden Maitag in das Zimmer, während von drüben her, wo der Einturm des Münsters wie eine drohende Schwurhand in den Abendhimmel ragte, ein schwerer Schatten sich an das Häuschen drängte und den leuchtenden Schimmer langsam zerdrückte.

Die Zeit zwischen Tag und Nacht war dem einsamen Mann von jeher die liebste. In früheren Jahren, als die nun lange in Frieden schlummernde Gattin noch sorgend neben ihm stand, war diese Stunde erfüllt von Musik und Gesang. Da saß Meinardus am Klavier und phantasierte sich alles Frohe und Schwere vom Herzen oder die Gattin sang seine klingenden Lieder, die er am Tage niedergeschrieben hatte.

Das alles war längst vorbei. Nach der treuen Gefährtin war auch der einzige Sohn aus dem Häuschen gewandert, zwar nicht in den stillen, epheumsponnen Winkel von St. Aurelien, wohl aber ins blühende Leben, das er als tüchtiger, zu Ehren und Ansehn gekommener Maler gemeistert hatte. Nun stand der Junge als Hauptmann der Landwehr draußen bei Ypern im Feld, und zu der Einsamkeit des Lebens gesellte sich für den alten Professor noch die Sorge. Seit vierzehn Tagen hatte der liebe prächtige Mensch nichts von sich hören lassen; bis endlich heute, gerade um Abendwerden, ein seltsamer Gruß aus Flandern eintraf.

Meinardus hatte die Lampe auf seinem Schreibtisch angezündet und stand jetzt wieder vor der geöffneten schweren Kiste, aus der ein tiefer Metallglanz ihm warm entgegenquoll. Der brave Hans hatte tatsächlich sein Vorhaben ausgeführt. Bei einer Streife im südlichen Flandern war ihm von einem belgischen Händler eine alte, wertvolle Glocke angeboten worden, die in friedlichen Zeiten zu einem nun untergegangenen Glockenspiel gehört hatte. „Der Mann behaupten", schrieb Hans in seinem vorliegten Brief, „die Glocke stamme von dem Gießer Petrus Hemony. Ich weiß nicht, ob es stimmt. Wenn wir den Handel abschließen, schicke ich Dir das hübsche Stück für deine Sammlung."

Nun war der Frembling aus Flandern da. Aus einem Wust von Papier, getrocknetem Gras und alten Lappen hatte Meinardus ihn aus der Kiste gehoben. Es war ein reichlich zwei Sumus. Großes Ding mit einem Spruchband am unteren Rand und einem kräftigen, jetzt freilich abgenutzten Klöppel. Ein Laie hätte wohl kaum etwas Außergewöhnliches an ihm entdeckt. Den kundigen Musiker aber, der über manche Glocke sein Urteil abgegeben hatte, ehe sie auf den Turm zwischen die Schallöcher kam, entzückte das Kunstwerk auf den ersten Blick. Allein schon der leuchtende Glanz

Seele eines jungen deutschen Soldaten.

Von **Felix Braun.**

Ohne Gedanken an den Tod ging ich
noch gestern Nacht zur Ruh. Am Morgen schaute
ich, wie der Himmel schwach durch Nebel blaute,
und dachte: Neuer Tag! und freute mich.

Die Luft war frisch. Die dunkle Ofer schlich
im eingedämmten Bett mit rieselndem Lauf.
Ich sah den Tau hell auf dem Heidekraute,
auch eine Weide, kahl und winterlich.

Ich war der Frühste wach. Zur Grabenwand
langt' ich nach dem Gestelle der Gewehre
und rieb das weine blank mit Rock und Hand.

Da: — Nacht brach donnernd aus mit Mond und Stern!
Ich stürzte. Sturm hob mich, hoch ob dem Meere.
Und dann verging ich, wie ein Nachhall, fern.

des Metalls ließ auf eine vortreffliche Mischung von Zinn und Kupfer schließen; vermutlich war es die alte Legierung, von der schon der Mönch Theophilus in seiner berühmten Schedula diversarum artium gesprochen hatte. Die Form war vornehm und rein, nach unten kraftvoll geschwungen, nach oben schlank und in edler Verjüngung. Möglicherweise stammte das Werk tatsächlich von Petrus Hemony, zum mindestens von Albert de Grave oder dem wackern van den Gheim.

In dem Beschauer erwachte der leidenschaftliche Drang zum Prüfen und Forschen. Mit einer ihm sonst ganz fremden Unruhe entnahm er dem Schreibtisch ein altes Vergrößerungsglas und die stets griffbereite Stimmgabel. Dann wurde in gleicher freudiger Hast eine kräftige Schnur vom Fenster zur Tür gespannt und die Glocke emporgezogen.

Im Stübchen war alles feierlich still und ernst. Die morschen Büchergestelle warfen gespenstische Schatten unter die schwebende Glocke; von der Wand blickten die Bilder Beethovens und Bachs mit klaren Augen in das Halbdunkel; nur draußen in Flieder des Gärtchens versuchte die erste Nachtigall ein schluchzendes Lied.

Der Alte trat an die Glocke und schlug mit dem Knöchel des Zeigefingers gegen den Mantel. Ein heller, unendlich süßer Ton erfüllte, langsam zerfließend, den Raum. Es klang wie der Hauch einer Geige oder das Beben eines edlen Kristalls. Professor Meinardus stellte die Höhe des Tons nach der Stimmgabel fest und nickte befriedigt. Er hatte es erwartet, dem silbernen dreigestrichenen D, hatten die langen Jahrhunderte von seiner Reinheit und Güte nichts nehmen können. Ein zweiter kräftiger Schlag mit dem Klöppel weckte neben dem Hauptton nun auch die Nebentöne. Ganz deutlich vernahm das geübte Ohr des Kenners den Grundakkord mit Quinte, Terz und den beiden Oktaven. Ein wunderbares, ergreifendes Läuten war es, das jeden Winkel der stillen Stube mit Wohlklang durchzog. Fürwahr, ein solches Werk konnte nur ein großer Meister aus der flandrischen Erzgießerzunft geschaffen haben. Aus ihm sprach derselbe niederdeutsche fromme Geist, der aus den hehren Kathedralen und den Bildern der mittelalterlichen Malmer mit starker Überzeugung redete. Man mußte noch beten und an seinen Gott glauben können, um eine solche Engelstimme zum Tönen zu bringen. Den Heutigen war das versagt. Für sie war das Glockengießen nur noch ein Geschäft, darum griffen ihre Glocken den Menschen auch nicht mehr so tief ins Herz.

In stiller Bewegung nahm Meinardus die Glocke von der Schnur und stellte sie unter das Lampenlicht. Nun galt es noch, das Spruchband zu entziffern, das zwischen Ranken aus lebhaft bewegtem Epheu um die äußere Wölbung lief. Vielleicht hätte von ihm sich etwas über Herkunft und Zeit des Fremdlings erfahren. Ganz leicht war die Aufgabe nicht. Die Buchstaben, späte Majuskeln aus der Mitte des 1. Jahrhunderts, waren eng aneinandergedrängt, um dem vermutlich langen Spruch den nötigen Platz zu schaffen. Mit Hilfe der Lupe entdeckte der sorgsame Forscher zunächst die Worte vita und sumus. Also vom Leben erzählt das Erz, gewiß von dem gleichen holden Leben, das der Kollemund so tönend verkündete. Dann folgten in neuer schwerer Arbeit die übrigen Worte. Eins nach dem andern, aber keines mehr hell und freudig, sondern schwer wie die Schläge des Schicksals und niederdrückend in ihrer grausamen Wahrheit: Media in vita morte circumdati sumus.

Der alte Musiker ließ die Hand mit der Lupe sinken und strich sich über die Stirn. Was war das? Wie kam die Glocke aus Flandern, die doch gewiß die lieblichste unter ihren Schwestern im klingenden Spiel des niedergeschossenen Glockenturms war, zu diesem qualvollen Spruch? Mitten im Leben sind wir von Tod umgeben. War das die wahre Seele des Glöckchens oder hatte sein Schöpfer die Worte ihm nur aufgeprägt, weil er sie selbst im harten Leben erfahren hatte?

Den einsamen Mann in dem grabstillen Zimmer überkam eine unerklärliche Bangigkeit. Immer von neuem hämmerte das Wort an sein Herz, während die Schatten um ihn zu wachsen schienen und die Augen der beiden Großen hart an der Wand ihn rätselhaft anstarrten. Plötzlich mußte er des fernen Sohnes gedenken, der mit seiner Kompagnie wohl eben jetzt in irgend einem Graben lag und das Vaterland schützte. Was hatte der Junge doch heute geschrieben? „Wenn du die alte Glocke in Deinem Stübchen zum Läuten bringst, singen die englischen Kugeln uns sicher ein weniger friedliches Halleluja!"

Dem alten Professor wurde die Luft im Zimmer zu schwül. Mit einem heftigen Ruck schob er die Glocke beiseite und stieß die Fensterflügel auf. Über dem Gärtchen draußen standen die Sterne der Mainacht und streuten ihre Lichttropfen auf das blühende Glück, daß alle Äste und Zweige geheimnisvoll aufblühten. Ein letztes Schluchzen der Nachtigall flatterte ängstlich zum Münster, von dem die gigantische Schwurhand mit unaufhörlichem Drohen ins Dunkle griff.

Der Träumer am Fenster schreckte plötzlich zusammen. Ein gellender Schlag zerschnitt die Stille des Zimmers und brach mit einem schrillen Versten ab. Am Boden neben dem Schreibtisch lag die kleine Glocke aus Flandern, die wohl zu nahe an den Tischrand geschoben und nun abgestürzt war. Vom Spruchband gegen den feingeschwungenen Hals, die Worte vita und morte trennend, zog sich ein scharfer Riß, der ihre klingende Seele für immer vernichtet hatte.

In tiefer Erschütterung nahm Professor Meinardus die stumme Glocke wie ein totkranks Kind auf den Arm und bettete sie mit zärtlicher Sorgfalt zwischen Gras und Papier in die offenstehende Kiste. Ihm war zu Mute, als hätte er einen lieben Menschen begraben.

— — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später traf in dem Münster die Nachricht von dem Heldentod des Hauptmanns Meinardus ein. In derselben Nacht, in der die Glocke ihre süße Stimme zum ersten Mal erhoben hatte und dann so jäh verstumm war, hatte eine englische Granate das Herz des Kindes zerrissen . . .

Wie Regulus Wolfram Bewern wieder zu seiner Mutter kam.

Ein Kriegserlebnis.
Erzählt von L. Malten.

Regulus . . .! Nie würde er den Ton vergessen. Auch im wildesten Toben der Schlacht wird ihm die Stimme der Mutter wiederkehren, wie sie ihn zurückrief, als er davonstürmte . . . ein Geächteter . . . ein Verjagter . . .

Wie sie sich wohl abfand damit? Pah! Er würde ihr's schon klar machen, der Herr Stiefvater, der ihn aus dem Hause gejagt hatte, um der freilich schlimmen Spielschuld, die die Mutter aus Eigenem nicht alleen decken konnte . . . Der Krämer . . .

Und nun steht Regulus vor dem Feind. Alles ist leer in ihm. Neben ihm betet ein blutjunges Kerlchen von kaum 18 Jahren sein Abendgebet. Er lacht bitter. Wer das auch noch könnte! Ihm ist's längst abhanden gekommen. Dieses köstlich beruhigende Sich-Hineinbetten in Christi Schutz und Liebe, wenn der Tag zur Rüste ging.

Mit offenen Augen liegt er auf seinem Posten im Schützengraben. Der Junge, da neben ihm, trägt den Abglanz eines friedlichen Elternhauses auf dem hellen Gesicht. Beneidenswert! denkt Regulus. Aber er straft sich sofort in Abwehr gegen sentimentale Anwandlungen. Dazu ist jetzt keine Zeit. Vor drüben regen sich neuer der Feind. Die Patrouille ist unterwegs, um seine Stellung auszukundschaften . . .

Mitternacht. Wie seltsam. In der tiefen Dunkelheit um ihn ist's ihm plötzlich, als wäre ein großer heller Aufschnitt . . . Ein sommerlicher Himmel, durch dessen breite Gartentüren und Fenster die Bäume hereinblicken und der Weinstock mit den dunkelblauen Trauben, auf denen der Silbertau liegt. Und weiter hinten die goldgelben Fliedwege, deren Ränder hunter Buchsbaum säumt. Und droben auf der Höhe das alte Schloß mit seinen Türmen und den großen Bogenfenstern, deren Scheiben das Sonnengold auffangen und glänzend das Tal hinunterschauen, über die gepumbenen Wege fort, über den dichten Laubwald, wo in den Eichen alte deutsche Lieder rauschen und der Uhu gespenstig über die Baumkronen streicht.

Seine Heimat. Und durch den Garten schreitet eine hochgewachsene blonde Frau. Just so blondes Haar wie das des jungen Kriegsfreiwilligen, da neben ihm, schmiegt sich um ihre Stirn . . . nur von hellem Silberglänzen ist's durchschossen . . . Und er sieht ihre mütterweichen Hände mit den blauen Aederchen auf dem Rücken, wie sie sie fest gegen die Schäfen drückt. Ach diese Hände! Wie warm sie sich um seine Kinderfäuste legen konnten und sie zum Gehorsam zwingen . . . zum Stillsitzen . . . zum Beten. Und jetzt drücken sie die schmerzenden Schläfen, in denen die Sehnsucht nach ihrem Eingen hämmert. Und die Angst um sein junges Leben. Und die Verzweiflung um seine Seele.

Mutter . . .

Die tiefe innere Not stößt den teuren Namen aus seiner Brust. Aber nun er's anruft, verschwindet das Bild. Ihn überrieselt es seltsam — dieses Entzücktsein aus der Gegenwart. Er hat doch nicht geträumt? Er liegt doch mit weit offenen Augen im Graben? Sie sind alle heil zurück. Die Deckung des linken Flügels ist angesagt. Nur noch ist keine Meldung da, ob Hilfe zu erwarten ist. Das Telephon. Major von B. sagt an: „Größte Vorsicht zu beobachten, Niemand rühre sich. Kein Licht merken lassen."

Regulus hat seine Laterne längst wieder ausgeschaltet. So tief, wie er liegt, kommte niemand eine helle Stelle spüren von denen da drüben. Sein Herz pocht in Ungeduld. Ein Angriff wäre ihm gerade recht. Ein wohltätiger Schuß. Und alle Qual hätte ein Ende. Für ihn . . . Aber die anderen . . . Alle die jungen, mutigen Kinderherzen um ihn herum . . . Hunderte von Kriegsfreiwilligen . . . Und alle diese Mütter . . . Regulus erbebt. „Ich höre dich — ja — nicht, Mütterlein", klingt die junge Stimme, und ihr Atem wird immer schwächer.

„Unser täglich Brot gib uns heute", betet Regulus, während ihm das Blut in die Stirn steigt. Ungebeten nahm er gläubisch sein Brot — und nun lehrt ihn dieses Heidenkind aus Reu darum bitten . . .

„Und vergib uns unsere Schulden —" da stocks der junge Mund — wäre auch da ein unbegliichenes Konto in der jungen Seele . . .?

„Wie wir unsern Schuldigern vergeben." Es zieht wie eine heiße Gewalt durch Regulus' Brust und reißt ihm die Worte heraus, während seine Rechte die zuckende Hand des Sterbenden umschließt. Nun blicken ihn zwei blaue Kinderaugen an, schon halb im Hinübergehn. Da hebt er den jungen Leib, der sich ihm entgegenbeugt, bettet ihn an seine Brust und, sie beten beide zusammen laut zu Ende.

Nur das Amen sagt Regulus allein . . . Da ist die junge Seele schon entflohen.

*****

Es ist Nacht. Die Kameraden schlafen. Die Tage und Nächte, die hinter ihnen allen liegen, waren hart und schwer. Nun haben sie ihre Kameraden in die kühle Erde gebettet. Da draußen schlafen sie Freund und Feind in einem Bett.

Regulus sitzt beim Kerzenlicht und schreibt. Vor ihm liegen die Briefe und Schmuckgegenstände mit den Bildern vereint, die er aus der Brusttasche der Sterbenden genommen. „Es war ein seliges Ende, gnädige Frau, das Ihr heldenhaftes Kind gefunden. Sein Herz war ganz bei Ihnen und seinem Herrgott. Und an der Hand der Mutter trat er in seines himmlischen Vaters Haus."

Und dann folgen Worte des Beileids und des Begleitung zu den Gegenständen, die er an die arme Mutter sendet, die nichts weiter von ihrem Jungen — mehr wiedersehen wird . . . Vielleicht auch ein Einziger . . . wie er?

Still liegt er auf seinem Bett. Niemand sieht ihn. Er weint. Um das junge Heldengesicht, das still geworden ist? Nein. Ihm ist's, als wäre es es selbst, der da draußen in der kühlen Erde liegt, mit dem Kindergebet auf den erstarrten Lippen . . . mit dem Bilde der Mutter in den gebrochenen Augen.

Und ist's denn nicht so! Ist es nicht reine Jugend, die so rein war wie die des Kindes und so gottdurchhaucht! Und so tief gebettet in der Mutter Herzen! Und die nun gestorben ist . . .?

Regulus weint . . . Aber er ist sich dieser Tränen nicht bewußt. Sie rinnen wie Perlen, die sich aus harter Schale losgerissen, über sein gebräunites, von den Strapazen schwerer Schlachten, scharf markiertes Angesicht.

Und wieder ist's ihm, als sähe er in der Dunkelheit um ihn herum hellen Blütenschnitt . . . Sein Stübchen daheim mit den hellen Kirschholzmöbeln . . . Durch die weißen Mullvorhänge dringt das morgendliche Sonnenlicht . . . Gerade über sein Kinderbett, das noch so hebt wie vor Jahren — fällt ein heller Sonnenstrahl . . . Und auf das blonde Haupt einer Frau, die bleich und still vor diesem kleinen Jungensbett sitzt, die Hände fest verschränkt und mit trostlosen Augen auf die leeren Kissen starrt.

Da reißt Regulus sich empor vom Lager, das ihn brennt wie ein Nessushemd. Er zündet das Licht an, zieht das Schreibzeug hervor, und schreibt nach langen, langen Wochen den ersten Brief an seine Mutter: „Du einzig gute Mutter, Gott war mit mir bis zu dieser Stunde . . ."

Wenn sich die Mägde zanken, so kommt die Wahrheit heraus.

Bauernregel.

Aus der Welt der Frau.

Wenn die Mägde seine Schuhe tragen, so haben die Kühe wenig Fett.

Bauernregel.

Qualitätsarbeit der Frau.

Von **Helene Helbig-Tränkner.**

Es geht ein bedenklicher durchdringender Notschrei durch unsre Zeit. Die durch die Industrialisierung unseres Vaterlandes haben sich die Kräfte und Naturveranlagungen der Frau unter ein zwingendes Joch spannen lassen müssen und sind seit frühester Jugend als Einzelwerte grausam unterdrückt worden. Vor der schematischen Heimarbeit in den Fabrikbetrieben, über die hinaus verlangt die persönliche Veranlagung zu einer gewissen Qualitätsarbeit zu helfen vermochte, schwanden alle weiblichen handlichen Geschicklichkeiten und mußten sich der allgemeinen Forderung unterordnen, die allein Brot versprach. Vater und Mutter traten allmählich den Weg in die Fabrik, der dem kaum der Schule entwachsenen Mädchen, das nicht einmal auf der Fortbildungsschule noch ein klein wenig Lebensbildung erworben, wiederum geöffnet wurde. Dem Knaben wurde allenfalls noch das Einschlagen einer Handwerkerlaufbahn gestattet, für das Mädchen gab es nur den einen Weg, höchstens vereinzelt noch das Unterschlüpfen als ungelernteres, unwissendes Dienstmädchen, das dann meist bei einer nicht eben gutmütigen Herrschaft trübe Erfahrungen sammelte und diese schließlich in der Fabrikarbeit wieder zu vergessen suchte. Das war bisher ein halbwegs einigermaßen ertragbares Leben, ganze Familie in der Fabrik, die Frauen teilweise durch die Festlegung der Neunstundenarbeitszeit mit gewissen Vorteilen für die häuslichen Obliegenheiten gesegnet. Bis der Krieg kam und mit einem Schlage die Arbeit in den Betrieben auf vier, drei, ja zwei Tage der Woche herabgesetzt wurde. Da war plötzlich der ganzen Familie, die sonst mit einer gewissen Sorglosigkeit in die Zukunft geschaut hatte, die Bitterkeit der Zeit nahe gerückt. Und nun versuchte man, um neben der gesetzlichen Unterstützung noch eine kleine Erwerbsquelle auszunutzen, mit Recht die anwesenden, unausgebildeten Kenntnisse in Handfertigkeit zu einer notgedrungenen Heimarbeit zu verwerten.

Aber der Versuch scheiterte fast immer, und das Fehlen unserer weiblichen Fortbildungsschulen macht sich gerade jetzt in erschreckender Weise sühlbar. In den Arbeitsnachweisen häufen sich die Besucher und bieten ihre einförmigen Kenntnisse an. Die elementarste und leichteste der weiblichen Arbeit, das Stricken, soll nun zum Broterwerb dienen. Wohl, unsere Krieger draußen im Felde bedürfen nötig gestrickter Kleidungsstücke in Mengen, aber wenn die Bevölkerung nur annähernd der Arbeitskostgelt steuern wollte, müßte sie sich von Kopf bis zu Fuß in Wollkleidung stecken, und zwar noch in die allerprimitivste, denn jegend welche schwierigere Art der Strickweise kann schlechterdings nicht verlangt werden. Aus dem Anfängen des Handarbeitsunterrichts in der Volksschule ist ein kleiner Rest geretet worden, ein kleiner Rest von Kenntnis, und auf diesem wird der Erfolg der Heimarbeit aufgebaut. Deutscher Frauen trefflicher Handfertigkeit, wo bist du geblieben? Hast du von dem Spinnrad und dem Webstuhl, auf dem die geschickte Hand des Mädchens Kunstwerke zu schaffen vermochte, nur noch ein elendes Stümpfchen um zu retten bermocht? Hat die Industrie auch hier alle Heimkunst aufgezehrt? Wie gern würden zurzeit viele Frauen der begüterten Kreise Kriegshandarbeiten anfertigen. Das Stricken von Spitzen z. B., Gardinen, Handschuhen, wäre ein nicht unbedeutender Erwerbszweig für arbeitslose geschickte, aber auch tundige Hände. Knüpftechnik und saubere Näharbeit fänden ebenfalls Absatz. In unserm Arbeitsnachweis für Heimarbeiterinnen sammen wir nach den ergiebigen Aufträgen für Strickarbeit auf eine neue Erwerbsmöglichkeit und ließen aus Stoffproben Kriegerdecken anfertigen, die in ihrer Ausführung den erstaunlichen Beweis von dem Geschmacksinn und der Geschicklichkeit einiger Frauen lieferten. Wie segensreich würde die Errichtung von Klöppel-, Strick- und Stickschulen, nicht nur in einzelnen Gegenden, sondern überall den Wert der Frauenarbeit in gewisse Mustergebiete Bahnen leiten und zu gemeinsamen Zwecke dem ganzen Lande als Förderung dienen. Man denkt auch an die Sticderei und Teppichweberei des Orients, die ebenfalls als ein Broterwerb für die weibliche Handarbeit und Technik dieser Länder gilt.

Die Not der Zeit wird uns, so widersinnig es klingt, in gewisser Hinsicht vielleicht zu Dank verpflichten, denn durch sie werden auch auf diesem Gebiete Gedanken geweckt. Vielleicht leiten uns auch das moderne deutsche Kunstgewerbe allmählich auf den Weg, der schematischen Fabrikarbeit ein lebensvolles Gegengewicht auf dem Gebiete der Heimarbeit zu bieten. Denn von ihm erwartet

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191506277/fragment/page=0002